

## Studie zum Kausalproblem.

Von Dr. Therese Virnich in Bonn.

Wohl keinem Problem der neueren Philosophie ist eine solche Aufmerksamkeit geschenkt worden, als dem der Kausalität. Dennoch sind die Ansichten über Herkunft und Gültigkeit des Kausalsatzes geteilt. Nicht einmal der Inhalt ist auf eine allgemein anerkannte Form gebracht.

Das Kausalproblem ist nur der Teil eines umfassenderen, nämlich des Erkenntnisproblems. Knüpft alles menschliche Wissen an die Erfahrung an, oder gibt es ausser dem Erfahrungswissen auch angeborene Ideen oder angeborene Formen der Erkenntnis? und weiter, sollte letzteres der Fall sein, entsprechen dann diese Ideen oder diese Formen einer ausser unserem Bewusstsein bestehenden Wirklichkeit, oder sind wir vielleicht nicht im stande, über ihre allgemeine Gültigkeit zu urteilen? Die Verwirrung, welche durch die einander widersprechenden Antworten des Empirismus und des Rationalismus, des Realismus und des Phänomenalismus hervorgerufen wird, zeigt sich am deutlichsten in der Kausalfrage; andererseits ist aber auch eine Lösung dieser Frage für das Gesamtproblem von grösster Bedeutung.

Ohne den Inhalt des Kausalsatzes festzulegen — es kann dies erst in der Folge der Untersuchung geschehen —, sei auf eine diesem Satze zukommende Eigentümlichkeit hingewiesen. Was den Kausalsatz auszeichnet, und was ihn in erster Linie zum Problem macht, ist der Charakter der Notwendigkeit, der ihm innewohnt. Jede Veränderung muss eine Ursache haben. Allerdings fällen wir auch andere Urteile allgemeinen Charakters, die notwendige Geltung beanspruchen; doch bei diesen handelt es sich um Formalprinzipien unseres Denkens. Zu ihnen gehört zunächst der Satz der Identität  $A = A$ . All unser formuliertes Denken vollzieht sich in Urteilen. Wenn wir nun nicht im stande wären, die Subjektvorstellung als mit sich identisch festzuhalten, vermöchten wir überhaupt nichts von ihr auszusagen. Die Identität der Vorstellungsinhalte ist die Vorbedingung für die Möglichkeit unseres Denkens. Der Satz  $A = A$  gibt gleichzeitig die Grundform aller in sich evidenten Sätze, jener Sätze nämlich, deren Prädikatsinhalt bereits im Subjektinhalt gegeben ist. Sie scheinen überflüssig und sind doch im wissenschaftlichen wie praktischen Leben von grösster Wichtigkeit, da sie den Subjektinhalt klarer ins Bewusstsein

erheben. Der Satz  $A = A$  ist logischen Ursprungs. Das Aussagen der Gleichheit ist ein in Beziehung setzen, wozu mindestens zwei Gegenstände erforderlich sind. Nun kann in der Denkkordnung ein und derselbe Gegenstand zweimal gesetzt und somit auf sich selbst bezogen werden. In der Seinsordnung ist jeder Gegenstand nur einmal da, die Beziehung ist unmöglich, aber auch überflüssig.

Auch das zweite Formalprinzip unseres Denkens  $A$  non ungleich  $A$  trägt den Charakter der Notwendigkeit. Sachlich sagt es ja dasselbe wie der Satz der Identität, wenn es auch formell eine Erweiterung und Präzisierung bringt. Schon die negative Form dieses Satzes zeigt an, dass er aus unserem Denken erwachsen, sich auf das aussagende Denken bezieht.

Die Enge unseres Bewusstseins und die Langsamkeit unseres Denkens bringen es mit sich, dass alle jene Urteile, die nicht unmittelbar an die Wahrnehmung anknüpfen, oder deren Prädikatsinhalt nicht auf den ersten Blick durch den Subjektsinhalt gegeben erscheint, zum Bewusstsein ihrer Gültigkeit einer zureichenden Begründung bedürfen; d. h. sie müssen sich auf unmittelbar evidente Sätze zurückführen lassen. Diesem Satz von der zureichenden Begründung eines Urteils kommt nicht jene allgemeine Art der Notwendigkeit zu wie den beiden ersten. Wir können uns einen feiner organisierten Geist wie den unsern vorstellen, für den er überflüssig wäre.

Nicht zu verwechseln mit dem Satze der zureichenden Begründung ist der Satz der Kausalität. Jener ist logischer Natur, dieser ontologischer, wobei die Kategorie der Notwendigkeit allerdings auf einen logischen Einschlag deutet. Er bezieht sich nicht auf die Denkform, sondern auf den Denkinhalt. Da dieser nun durchgängig an die Erfahrung anknüpft, ist es nicht zu verwundern, dass der Empirismus auch die dem Satze innewohnende Notwendigkeit aus der Erfahrung glaubte ableiten zu können. Der Versuch musste scheitern. Auch die psychologische Erklärung Humes, wir hätten es mit einer inneren Nötigung zu tun, die von einer Vorstellung stets auf die mit ihr durch kausale Assoziation verknüpfte überleite, ist verfehlt. Hume unterscheidet verschiedene Arten der Assoziation; warum ist nun gerade die Assoziation durch kausale Verknüpfung an psychischen Zwang geknüpft, warum nicht auch die Assoziation durch Aehnlichkeit? Uebrigens ist die Nötigung, an die Hume denkt, gar nicht vorhanden. Eine Nötigung, anzunehmen, dass zwei Vorgänge, die bisher stets auf einander gefolgt sind, nun auch in alle Zukunft auf einander folgen werden, ist bei sorgfältiger Analyse nicht konstatierbar. Zudem gibt Hume dem Kausalsatz einen neuen Inhalt. Der Satz sagt ja nicht, dass zu gleichen Wirkungen stets die gleichen Ursachen gehören, sondern nur, dass überhaupt Ursachen vorhanden sein müssen.

Eine Diskussion der Kantschen Hypothese, der Kausalsatz habe apriorischen Charakter, er sei eine Form unseres Verstandes, über deren Gültigkeit ausserhalb unseres Denkens wir nicht zu urteilen vermöchten, kann

erst in Frage kommen, wenn wir tatsächlich nicht im stande sein sollten, uns über den Ursprung des Satzes klar zu werden.

Die am allgemeinsten angenommene Fassung des Kausalsatzes lautet: Jede Veränderung verlangt eine Ursache. Die Erfahrung bietet uns die mannigfaltigsten Veränderungen, angefangen von den einfachen Ort- und Lageveränderungen bis zu den kompliziertesten Kulturverschiebungen. Ein einfaches Beispiel: ein Stein, der gestern auf der linken Seite des Baches gelegen, liegt heute auf der rechten. Dass der Stein nicht aus sich heraus seine Lage ändert, sondern tot ist, lehrt eine Erfahrung, die so alt ist wie das Menschengeschlecht. Hat nun ein Stein seine Lage verändert, so behaupte ich mit Notwendigkeit: diese Veränderung muss eine Ursache haben. Diese Notwendigkeit setzt sich aus zwei Stücken zusammen. Sie fusst 1. auf der Erfahrungstatsache, dass der Stein in seinen Lageveränderungen bedingt ist, und 2. auf dem logisch notwendigen, weil identifizierenden Urteil von der Form  $A = A$ : was bedingt ist, ist von etwas bedingt, und zwar selbstverständlich von einem andern. Ist es doch ein Widerspruch zu behaupten, dass etwas in derselben Beziehung bedingt und bedingend sei.

Eben weil dem Kausalsatze zwei Urteile zu grunde liegen mit verschiedenen Graden der Gewissheit, ein aus der Erfahrung gewonnenes, dessen Gewissheit von der Genauigkeit der Beobachtung und der Vollständigkeit der Induktion abhängt, und ein identifizierendes mit apodiktischer Gewissheit, daher die Uneinigkeit in der Wertung der Notwendigkeit, die dem Satze eignet, daher auch die Unsicherheit in der Festlegung des Inhaltes. So wollen ihn die einen nur auf bestimmte Veränderungen bezogen wissen, andere auf alle, andere auch auf das Sosein der Dinge, andere endlich auf das Sein schlechtweg. Nach dem angedeuteten Ursprung des Kausalsatzes ist in jedem Falle festzustellen, ob wir es mit etwas Bedingtem zu tun haben. Je augenscheinlicher die Bedingtheit zu tage tritt, um so gebieterischer macht sich in unserem Bewusstsein die Forderung des Kausalsatzes geltend.

Nun lässt sich durchgängig der ganze Bereich des unserer Erfahrung zugänglichen Naturgeschehens als allseitig bedingt nachweisen, und damit auch die durch dieses Geschehen herbeigeführten Zustände. Durch den Kausalsatz wird aber nicht ausgesagt, dass dieses Geschehen stets von denselben Bedingungen abhängig sein muss. Es ist durchaus nicht denkwidrig anzunehmen, dass das Naturgeschehen einmal andere Bahnen einschlägt, oder dass andere Welten möglich sind mit einer anderen Folge des Geschehens, selbst nicht, dass, wie St. Mill es ausmalt, Vorgänge regellos folgen. Denkwidrig ist nur, dass etwas Bedingtes zugleich unbedingt, oder etwas Unbedingtes zugleich bedingt sei. Wo z. B. Unbedingtheit vorausgesetzt wird, ist es ein Widerspruch, nach einer Ursache zu suchen; die sogenannte *causa sui* ist ein Unding.

Die Gebundenheit und Abhängigkeit alles Naturgeschehens kommt uns zumeist zum Bewusstsein in der unabänderlichen Gleichförmigkeit der Aufeinanderfolge. Doch ist diese Konstanz nur Erkenntnisgrund, nicht Seinsgrund, Folge eines festverketteten Bedingungs Zusammenhangs, nicht Ursache. Sie berechtigt nicht, Kausalität und Gesetzmässigkeit gleichzusetzen, oder den Inhalt des Kausalsatzes auf die Gesetzmässigkeit der Naturvorgänge in ihrer räumlichen und zeitlichen Verknüpfung zu beschränken. Die für uns erkennbare Beziehung von Bedingtem und Bedingendem ist allerdings an Raum und Zeit geknüpft (wie könnte sie auch sonst bei körperlichen Vorgängen stattfinden und noch viel weniger wie könnte sie erkannt werden?); aber sie erschöpft sich nicht darin. Die Veränderung, dieses Nacheinander von Zuständen kann nicht durch dieses Nacheinander bedingt sein, auch wenn die Folge konstant bleibt. Ist keine weitere Beziehung da, so ist überhaupt keine Bedingtheit vorhanden, sondern nur eine geordnete Folge isolierter, unbedingter Vorgänge. Die Erfahrung selbst weist darauf hin, dass für das Zustandekommen einer Veränderung mehr erforderlich ist als bloss räumliches und zeitliches Zusammentreffen ähnlicher Gegenstände.

Nach einer Forderung der Methodik muss bei der Untersuchung eines Problems von den einfachsten Fällen ausgegangen werden. Darum soll hier ein einfacher Fall physischen Wirkens zur Erläuterung dessen, was wir in der innern Beziehung zwischen Ursache und Wirkung erkennen, vorgelegt werden. Von dem psychischen und psychophysischen Wirken wird abgesehen. Da unser Bewusstsein im innigsten Zusammenhang mit einem Körper steht, ist der gegebene Weg zur Entscheidung der Frage: Ist mir der Begriff körperlichen Wirkens im Anschluss an die Erfahrung gegeben, und ev. was bietet die Erfahrung, eine Analyse der Wahrnehmung beim Wirken anderer Körper auf den meinen und umgekehrt. Meine Hand kommt mit einem Stein in Berührung. Meine Empfindung ist eine andere, je nachdem der Stein unter oder auf meiner Hand liegt. In letzterem Falle habe ich ein Druckgefühl, und bei passivem Verhalten bewegt sich meine Hand in der Richtung des Druckes. Soll diese Bewegung verhindert werden, muss meine Hand einen Gegendruck ausüben, welcher dem Drucke des Steines gleichkommt. Dass sie diesen Druck ausübt, nehme ich in einem Spannungsgefühl der Muskeln wahr. In diesen Erfahrungstatsachen erfasse ich das Wirken als innere Nötigung. Diese Nötigung oder Kraft kann von verschiedener Intensität sein; ich unterscheidē sehr wohl den Druck des Eisenerzes von dem des Bimsteines. Wird auch die Kraft nicht in sich, sondern in ihren Wirkungen gemessen, so ist sie doch von diesen real verschieden. Die Wirkungen können hintangehalten werden, die Kraft bleibt; sie kann aufgespeichert werden (elektrische Energie); die Wirkungen können variiert werden.

Von den Wirkungen auf meinen Körper und durch diesen schliesse ich mittels Analogieschlusses auf das Wirken anderer Körper untereinander.

Im Sturme, d. i. in der bewegten Luft, bin ich gezwungen, mich mitzubewegen, sobald seine Stärke die in meinen Muskeln gelagerte Widerstandskraft übersteigt. Im selben Sturm wirbeln die Blätter, knicken Bäume, stürzen Gebäude. Soll ich nun nicht berechtigt sein, ähnliche innere notwendige Beziehungen anzunehmen zwischen der Luft und meinem Körper wie zwischen jener und den andern ausser meinem Körper befindlichen Gegenständen? Dabei ist räumliche Berührung notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung. Es besteht eine innere Beziehung zwischen den Körpern, die eben, weil sie innerlich ist, in meiner Erfahrung nur konstatiert werden kann, wenn ich im stande bin, den eigenen Körper in die Kausalkette einzuschieben. Doch auch wenn dies nicht geschieht, müsste schon Richtung und Intensität auf eine innere Abhängigkeit deuten. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass manches an dem Begriff des Wirkens für uns unklar bleibt.

Eine weit verbreitete, aber unbegründete Annahme ist, alles Wirken sei selbst wieder ein Gewirktwerden, jedes Bewegende selbst wieder ein Bewegtes. Die Erfahrung allein kann bei ihrer Beschränktheit nicht zu einem solch allgemeingültigen Urteil berechtigen. Zudem könnte gerade sie wegen der verschiedenen Grade der Bedingtheit, die sie uns bietet, eher für eine gegenteilige Ansicht angerufen werden. Andererseits enthält der Satz, dass es neben dem verursachten auch ein freies Wirken gebe, keinen Widerspruch. Umgekehrt schliesst der Gedanke an ein Verursachtes ohne letzte Ursache, die selbst nicht wieder verursacht ist, einen Widerspruch ein. Mit jedem Bedingten ist nach dem Umfange seiner Bedingtheit ein Bedingendes gesetzt. Ist nun dieses selbst wieder bedingt, so ist mit ihm abermals ein Bedingendes gesetzt, und so fort. Die ganze Reihe steht und fällt aber mit einem letzten Unbedingten; die Grösse der Reihe tut nichts zur Sache, mit jedem neuen Glied der Reihe gewinnt die Forderung des Unbedingten an Kraft. Gibt es kein Unbedingtes, so auch kein Bedingtes.

Was für das Geschehen, gilt entsprechend auch für das Sein. Ganz allgemein betrachtet, ist das Sein entweder abhängig oder unabhängig. Dieses besteht in sich selbständig, jenes nur so lange, als die Bedingungen wirksam sind, die ihm das Dasein verschaffen. Alles Gewordene muss demnach bedingt sein. Ein absolutes Werden aus nichts gibt es nicht; es ist dies eine Fiktion, wie schon der Begriff des Nichts andeutet. Das Nichts hat in der ontologischen Ordnung keine Berechtigung. Jedes Sein, das neu entsteht, muss von einem schon Bestehenden getragen werden, und zwar in einer innern notwendigen Verknüpfung. Entstände es aus sich, so müsste es schon da sein, ehe es zu existieren anfängt, was ein Widerspruch ist.

Bedingtes und Bedingendes, Wirkung und Ursache müssen insofern proportional sein, als die Ursache die Wirkung nach dem ganzen Umfange

ihrer Bedingtheit decken muss. Finden wir eine Ursache, welche das nicht tut, so haben wir eben eine Teilursache.

Das Vorhandensein und der Umfang der Ursache wird uns mit der Erkenntnis der Bedingtheit gewiss. Wie jedoch diese Ursachen im Einzelnen beschaffen sind, lehrt nur die Erfahrung. Führt uns somit der Kausalsatz über die Erfahrung hinaus? Ja und nein; ja insofern, als das Bedingte, das sich der Erfahrung bietet, nicht mit dem Unbedingten zusammenfallen kann; nein insofern, als das Unbedingte nur in dem Bedingten erkannt wird, und nur soviel von ihm erfasst wird, als in dem Bedingten an Forderungen ausgesprochen liegt. Diese Erkenntnis des Unbedingten, deutlicher gesagt, diese Gotteserkenntnis mag manchem unvollkommen erscheinen. Doch, erkennen wir irgend etwas vollkommen? Wir erkennen alles nur aus Wirkungen, nichts von Grund aus, nicht einmal uns selbst.

Die Formulierung des Kausalsatzes: Jedes Bedingte setzt nach dem Umfange seiner Bedingtheit ein Bedingendes voraus, kann als Tautologie gescholten werden; dennoch ist sie nicht überflüssig. Sie legt den aus der Erfahrung abgeleiteten Begriff des Bedingten auseinander und stellt die Aufgabe, das unserer Erfahrung sich bietende Wirkliche nach all seinen Bedingungen zu untersuchen und den viel verschlungenen Fäden dieser Beziehungen nachzugehen. Sie leitet ferner an, in Natur-Sein und Geschehen, das in allseitiger Bedingtheit vor uns steht und in unübersehbar vielen ineinander greifenden Kausalreihen zu einem wunderbar harmonischen Ganzen sich auswächst, die überwältigende Offenbarung eines Unbedingten zu sehen, von dem der grosse Naturforscher Linné sagte: „*Deum sempiternum, immensum, omniscium, omnipotentem expergefactus a tergo ranseantem vidi et obstupui*“.